

Charis Cotter
DAS UNSICHTBARE MÄDCHEN



DIE AUTORIN

Charis Cotter studierte Literatur und Schauspiel in Toronto und London. Nach einigen Jahren als Schauspielerin arbeitet sie heute als freie Lektorin und Autorin in Neufundland. Sie hat bereits verschiedene Sachbücher veröffentlicht und verleiht mit ihrem Debütroman »Das unsichtbare Mädchen« ihrer lange gehegten Faszination für Geister Ausdruck.

Mehr über cbt und cbj auf Instagram unter
[@hey_reader](#)

Charis Cotter

Das unsichtbare Mädchen

Aus dem Englischen
von Catrin Frischer



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Canada Council Conseil des arts
for the Arts du Canada

We acknowledge the support of the Canada Council for the Arts for this translation.
Wir bedanken uns für die Übersetzungsförderung des Canada Council for the Arts.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2018

Erstmals als cbt Taschenbuch Oktober 2018

© 2014 by Charis Cotter

Published by arrangement with Tundra, an imprint of Random House of Canada Limited.

Originaltitel: »The Swallow – A Ghost Story«

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Catrin Frischer,

Gedichte von Kay Ohlen

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie

Umschlagbilder: © Trevillion images (Jake Olson);

Shutterstock (LLeysen, soulloff)

MI · Herstellung: LW

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31234-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Erster Teil



Spuk auf dem Dachboden

Der Wind stand still, die Luft lag unbewegt,
und doch als habe sie sich grad' geregt.
Die Unsichtbaren wuchsen an zu unbegrenzter Menge,
Gäste, für die kaum Raum vorhanden
Von Wo und Nirgendwo erschienen sie in Scharen,
wie Phantome, die sie wirklich waren.
So zogen sie herbei aus allen Landen
Die Gespenster, die Gespenster, die Gespenster.

Ella Wheeler Wilcox, »Die Gespenster«

Außenseiter

Polly

Für mich ist kein Platz. Ich werde aus meinem eigenen Haus gedrängt. Meine Eltern wollen die Welt retten – und zwar ein ungewolltes Kind nach dem anderen.

Das Baby bringt das Fass zum Überlaufen. Es war schon schlimm genug mit dem Rein und Raus der Pflegekinder alle paar Monate und noch schlimmer, als Muh und Puh (die albernsten Teenager der Welt) dauerhaft bei uns einzogen. Aber wenigstens hatte ich da noch ein eigenes Zimmer.

Das Baby wollte ich nicht, und das hatte ich Mama gesagt, doch wie üblich hat sie nicht auf mich gehört.

»Es ist unsere Aufgabe, Susie ein gutes Zuhause zu geben«, sagte sie in ihrem Sozialarbeiterton. »Nicht alle haben so ein Glück wie du, Polly. Du musst teilen lernen.«

Gut. Mein Zimmer teilen. Meine Sachen teilen. Meine Eltern teilen. Alles teilen, bis für mich nichts mehr übrig bleibt.

Ich weiß, ich weiß, ist nicht besonders christlich von mir. Mein Papa ist ein Pastor der Vereinigten Kirche Christi und im Laufe der Jahre habe ich genug Stunden beim Gottesdienst und in der Sonntagsschule verbracht, um zu wis-

sen, was ein guter Christ zu tun hat. Aber ich bin das Teilen leid.

Mein Zimmer war der einzige Ort in diesem vollen Haus, den ich für mich hatte. Ich hatte einen Schreibtisch am Fenster mit Blick über den Friedhof, dort habe ich oft gegessen und nach Geistern Ausschau gehalten, wenn es dunkel wurde. Ich hatte ein kleines Bücherregal und einen großen alten Sessel, in dem ich meine Gespensterbücher gelesen habe. Ich habe mein Zimmer geliebt.

Aber als Susie kam, haben sie ihr Gitterbettchen vors Fenster gestellt und meinen Sessel rausgeworfen, mein Schreibtisch wurde in die Ecke geschoben. Woanders wäre kein Platz für sie, behaupten sie. Lucy hat ihr eigenes Zimmer, weil sie immerzu lernen muss. Muh und Puh teilen sich ein Zimmer, die Gräuel teilen sich eins, und Mama und Papa schlafen unten in dem Raum, der früher mal unser Esszimmer war.

Von Anfang an hatten sie gesagt, das Baby müsse sich das Zimmer mit mir teilen. Und von Anfang an habe ich gesagt, dass ich das nicht wollte. Sie haben sie trotzdem aufgenommen.

So wie ich das sehe, werden meine Eltern dieses Haus mit Kindern vollstopfen, bis wir uns in jedem Zimmer drängen wie die Sardinen in der Büchse, und wenn kein Zentimeter Platz mehr ist, dann sind sie glücklich und können endlich sagen: »Toll, jetzt sorgen wir für alle Kinder auf der Welt. Kein Kind ist mehr traurig oder hungrig, alle sind hier in unserem Haus.« Und dann werden sie vergessen, welche Kinder eigentlich ihre eigenen waren, und wir sind alle eine große, glückliche Familie. Nur ich nicht.

Rose

Ich passe nicht dazu. Hier ist kein Platz für mich. In der Schule nicht, bei meinen Eltern nicht, in diesem neuen Haus nicht, nirgendwo.

Ich gehöre nicht hierher. Mein Zimmer sieht aus, als würde niemand drin wohnen, weil Mutter so ordnungsbesessen ist, dass ich nichts herumliegen lassen kann. Nicht mal ein Buch oder ein Taschentuch.

Tage können vergehen, ohne dass jemand mit mir spricht. Die Mädchen an meiner neuen Schule ignorieren mich, die Lehrer auch. Meine Eltern sind nie zu Hause. Deshalb ist Kendrick hier, dann können meine Eltern nämlich lange wegbleiben und arbeiten. Nach Oma McPhersons Tod haben wir ihr Haus übernommen – und ihre uralte Haushälterin dazu. Kendrick ist langsam, aber sie kann noch kochen und die Hausarbeit erledigen. Lange braucht sie dazu nicht, denn dieses Haus ist wie ein Museum – leer und still. Sie verbringt ihre Zeit größtenteils in ihrer Wohnung im Souterrain.

Ich sehe Kendrick nicht mal jeden Tag. Jeden Abend um halb sechs ist ein Platz am Esszimmertisch gedeckt. Mein Essen wird von einer Haube warm gehalten, ein Schälchen mit Nachtisch steht daneben. Ich lehne mein Buch an den silbernen Armleuchter und lese, während ich mich zum Essen zwingen.

Manchmal schlurft Kendrick ins Wohnzimmer, während ich Klavier übe, und guckt mich komisch an. Manchmal glaube ich, dass sie Bescheid weiß.

Aber sie kann es nicht wissen. Ich verberge es vor ihr, ebenso wie ich es vor Mutter und Vater verberge und all meinen Lehrern und den Mädchen in der Schule.

Ich bin verhext.

Gräuel

Polly

Na gut, vielleicht übertreibe ich ein bisschen. Nicht ALLE unerwünschten Kinder der Welt passen in dieses Haus. Aber hier drängeln sich schon sieben Kinder und zwei Erwachsene – und besonders groß ist dieses Haus von vornherein nicht.

Es steht in einer Reihe alter Häuser, die alle miteinander verbunden sind. Die Decken sind hoch und es gibt komische kleine Nischen und große Einbauschränke. Ich bin auf ein paar tolle Verstecke gestoßen, aber die Gräuel finden mich anscheinend doch immer.

Die Gräuel sind Mark und Matt, meine achtjährigen Zwilingsbrüder. Damit man sich überhaupt eine Vorstellung von der überwältigenden Fürchterlichkeit der Gräuel machen kann, sollte man sich den schlimmsten Bruder der Welt vorstellen und mit zwei multiplizieren. Wird jetzt deutlich, was ich meine?

Sie sind fies und nervig und fest entschlossen, mich unglücklich zu machen. Sie laufen hinter mir her und singen: »Polly will Keks«, und dann tun sie so, als wäre ich ein Papagei und machen all diese blöden Vogelwitze. Sie spielen mir Strei-

che und gehen in mein Zimmer und klauen mir Sachen – und wenn ich irgendwas falsch mache, verpetzen sie mich immer bei Mama. Und weil sie so süß sind mit ihren braunen Löckchen und den blauen Augen und all den vielen Sommersprossen, denken Erwachsene immer, sie steckten voller Übermut, statt voller Tücke.

Ich bin nicht süß. Nicht im Geringsten. Ich bin zu dick und trage eine Brille. Mama sagt, das sei nur Babyspeck und werde verschwinden, wenn ich erst Teenager bin – und dann werde ich genauso hübsch wie Marianne und Gudrun. Ich glaube ihr nicht. Diese Mädchen sind so was von blöde. Die reden immer nur über Jungs, Jungs, Jungs. Marianne ist sechzehn, sie sitzt auf dem Sofa rum und guckt ihren Freund mit Kuhaugen an. Deshalb nenne ich sie Muh. Gudrun ist fünfzehn und klatscht sich diesen seltsamen Matsch aufs Gesicht, damit ihre Pickel weggehen, und natürlich nenne ich sie deswegen Puh.

Ich finde, das war ganz schön clever von mir, auf diese Spitznamen zu kommen, aber Mama sagt, es sei unfreundlich. Der Reim, den ich aus den Namen all meiner Schwestern gemacht habe, hat ihr auch nicht gefallen: Lu und Muh und Puh und jetzt auch noch Sue – das Baby, das mir mein Zimmer weggenommen hat. Lu ist die Älteste (siebzehn) und meine echte Schwester, so wie Mark und Matt meine echten Brüder sind. Mama sagt, ich soll sie nicht »echt« nennen, aber ich bin fest entschlossen, auf dem Unterschied zu beharren, selbst wenn Mama und Papa das nicht tun. Mir ist klar, dass ich Lu und die Gräuel immer am Hals haben werde, weil sie zu meiner

Familie gehören. Aber ich sehe nicht ein, warum ich die anderen am Hals haben sollte.

Ich wünschte, ich wäre ein Einzelkind.

Rose

Ihr glaubt vielleicht, ich übertreibe und so was wie verhext würde es in der kanadischen Stadt Toronto im Jahr 1963 nicht geben.

Aber so fühle ich mich. Wie eine Prinzessin in einer Geschichte, zu deren Taufe eine böse Fee erschienen ist – in einer dicken schwarzen Rauchwolke. Es ist so, als ob diese Fee ihren Zauberstab auf das in Spitzen gekleidete unschuldige Baby gerichtet und gesagt hätte: »Winnifred Rose McPherson wird durch ihr Leben gehen und Dinge sehen, die andere Menschen nicht sehen. Sie wird nie einem Menschen davon erzählen können, weil sie dann für verrückt gehalten werden wird.«

Vielleicht meint ihr, das wäre gar kein so schlimmer Fluch im Vergleich dazu, am sechzehnten Geburtstag sterben zu müssen oder Frösche zu spucken, wann immer man den Mund zum Sprechen aufmacht. Aber ich will euch was verraten, es gibt Tage, da würde ich die vergiftete Spindel oder die Frösche mit Kusshand nehmen.

Alles fing an, als ich noch ein Baby war. Was ich sehe, das andere Menschen nicht sehen können? Geister. Überall Geister.

Als ich noch klein war, wusste ich nicht, dass sie Geister wa-

ren. Ich dachte, es wären Leute. Und es hat lange gedauert, bis ich drauf kam, dass niemand sonst sie sehen konnte.

Eine alte Frau mit einem traurigen kleinen Lächeln kam immer zu mir und setzte sich in eine Ecke meines Kinderzimmers, wenn ich mitten in der Nacht weinend aufwachte. Meine Mutter kam geschäftig rein, wechselte mir die Windeln und gab mir die Flasche, während die alte Frau im Schaukelstuhl saß und strickte. »Ist ja gut, ist ja gut«, sagte die alte Frau leise. »Alles gut. So ein schönes Baby. So ein gutes Baby.«

Mutter drehte nie den Kopf zu ihr um oder beachtete sie. Aber manchmal, wenn Mutter ungeduldig mit mir war, murmelte sie: »Rose, Rose, warum willst du denn nicht schlafen, Rose? Ich brauche meine Nachtruhe, ich muss morgen früh arbeiten, ich bin so müde. Kannst du nicht bitte, bitte wieder einschlafen.« Die alte Frau hatte eine komische Wirkung auf sie. Nach und nach wurde meiner Mutter ruhiger und bald stimmte sie in den Singsang der alten Frau ein: »Ist ja gut, ist ja gut, so ein schönes Baby. So ein liebes Baby.« Das Gurren der beiden beruhigte mich und ich schlief ein.

Erst mit fünf Jahren fing ich an zu sprechen. So viele seltsame Dinge gingen um mich herum vor, ich hielt es für das Sicherste, einfach den Mund zu halten und zuzuschauen. Aber als ich zwei Jahre alt war, brachten meine Eltern mich zu besonderen Ärzten, Spezialisten, weil sie herausfinden wollten, was mir fehlte.

Schließlich bat ich dann eines Morgens beim Frühstück meine Mutter darum, mir die Marmelade zu reichen. Sie ließ ihre Teetasse fallen und mein Vater wäre fast an seinem Toast

erstickt. Sogar der Frühstücksgeist zuckte vor Schreck zusammen, als er mich sprechen hörte. (Er ist ein alter Mann mit dichtem weißen Haar, der neben mir sitzt und sehnsüchtig das anstarrt, was ich gerade zum Frühstück esse.)

Ich bin immer noch still. Ungewöhnlich still, sagt meine Mutter. Zurückhaltend, sagt mein Vater. Ich versuche, ganz, ganz vorsichtig zu sein. Wenn sie herauskriegen, dass ich Geister sehe, werden sie glauben, ich wäre verrückt – und sie werden mich einsperren.

Das will ich nicht.

Spiegel

Polly

Was ich sehe, wenn ich in den Spiegel schaue.

Mich. Polly Lacey, zwölf Jahre alt. Langweilige braune Haare, die zu glatt sind, einfach nur runterhängen und nichts machen. Brille. Braune Augen. Pausbacken. Überall etwas pummelig. Ich glaube nicht, dass ich je schlanker werde, weil ich Essen zu gern mag – besonders Schokolade.

Keiner würde mich Modepuppe nennen, bestimmt nicht. Meine Kleider passen mir nie richtig, meistens sind es abgelegte Klamotten von meinen Schwestern. Und Mama sagt, ich muss nur eine Brille tragen, weil ich mir die Augen verdorben habe beim Lesen mit der Taschenlampe abends im Bett.

Lieblingsbeschäftigung: Allein sein, lesen.

Lieblingsfarbe: Rot.

Lieblingsbuch: Es ist so schwer, sich nur für eines zu entscheiden. Am liebsten mag ich Gespenstergeschichten – und alles, was Philomena Faraday geschrieben hat, ist fantastisch! Das unheimlichste und traurigste Buch, das ich je gelesen habe, war *Der stille Sog der Trauer*. Aber ich mag auch Krimis, Agatha Christie, Nancy Drew und Kinderbücher wie *Schwalben und Amazonen*, *Der Hobbit* und alle Narnia-Bücher und

Märchen und Trixie Belden und – na, sagen wir doch einfach, ich liebe Bücher.

Lieblingsplatz: Der Friedhof hinter meinem Haus.

Geheimer Wunsch: Einen Geist zu sehen. Einen echten.

Rose

Was ich sehe, wenn ich in den Spiegel schaue:

Mich. Winnifred Rose McPherson. Meine Eltern nennen mich Rose. Ich bin zwölf Jahre alt, in der siebten Klasse und ich habe am 5. Dezember Geburtstag. Ich bin klein. Ich habe jede Menge schwarze Haare, die sind dick und lockig und an feuchten Tagen beim Bürsten schwer zu bändigen. Manchmal plustere ich die Haare um mein Gesicht herum vor dem Spiegel, um festzustellen, ob ich hübsch sein könnte.

Ich bin es nicht. Ich bin ein trauriger Anblick. Ich bin zu blass und meine Wangen sind hohl und ich hab tiefe Ringe unter den Augen, weil ich nicht gut schlafe. Meine Nase ist auch ein bisschen zu groß und schief und mein Mund ist ein bisschen zu schmal. Ich bin schwächling für mein Alter. Mutter sagt, ich muss mehr essen.

Lieblingsbeschäftigung: Ich singe gern. Ich mag Stille.

Lieblingsfarbe: Lila.

Lieblingsbuch: *Jane Eyre* von Charlotte Brontë.

Lieblingsplatz: Der Dachboden.

Geheimer Wunsch: Normal zu sein und eine große, glückliche Familie zu haben.

Unsichtbar

Polly

Ich versuche mich immer unsichtbar zu machen in diesem Haus, versuche, diesen einen Platz zu finden, an dem ich ich selbst sein kann und niemand mich stört. Seit Susie aufgetaucht ist, bin ich auf der Suche nach dem idealen Versteck.

Ich dachte, ich hätte eines gefunden. In meinem Wandschrank, da ist ein eingezogener Boden für Gepäck. Man steigt eine Leiter hoch und durch eine Luke in der Decke und dann ist man in einem ganz kleinen Raum, der etwa einen halben Meter hoch ist. Ich habe aus den Koffern eine Mauer errichtet, sodass mich niemand sehen kann, der in den Schrank guckt, und dann hab ich mir mit Wolldecken ein kleines Nest in der Ecke gemacht.

Dort lese ich meine Gespenstergeschichten und esse Kekse und fühle mich sicher. Jedenfalls habe ich mich sicher gefühlt, bis die Gräuel mir nachgestiegen sind. Die halten alles für ein Versteckspiel und früher oder später finden sie mich immer.

Eigentlich dürfen sie nicht mal einen Fuß in mein Zimmer setzen, aber sie kommen trotzdem immer rein. Wenn ich mich bei Mama beschwere, schimpft sie mit ihnen, aber sie kommen trotzdem immer wieder rein.

Was soll ich machen? Ich weiß keinen Ort mehr, an dem sie mich nicht finden. Ich will nur einen einzigen Platz haben, der mir gehört und sonst keinem. Ich will unsichtbar sein.

Rose

Meistens fühle ich mich unsichtbar. In der Schule hebe ich die Hand nicht mehr, weil die Lehrer mich nie aufrufen. Ich streiche durch die Flure, vorbei an Gruppen von Mädchen, die lachen und reden, und keiner schaut auch nur auf, wenn ich vorübergehe.

Nur die Geister bemerken mich anscheinend. Über meinem Kopf schwebt vermutlich ein großes Schild mit der Aufschrift: Achtung, all ihr Geister!!! Die hier, die kann euch sehen!!!

Viele Menschen wären erstaunt, wenn sie erfahren würden, wie Geister wirklich sind. Selbstverständlich sind einige von ihnen unheimlich – manche sind absolut grauenerregend – und von denen habe ich mehr als genug gesehen. Aber die meisten sind einfach nur tote Menschen. Traurige tote Menschen. Und sobald denen aufgeht, dass ich sie sehen kann, wollen sie mich nicht mehr in Ruhe lassen.

Die Traurigkeit macht mir mehr zu schaffen als alles andere. Einige sind auf ganz anrührende Weise traurig, wie die alte Frau, die ich als Baby gesehen habe, andere auf elende Weise. Ihr Unglück sickert aus ihnen heraus wie graues Abwaschwasser und überspült mich. Die wütenden Traurigen sind die schlimmsten. Das sind die Gefährlichen.

Geister

Polly

Ich wollte schon immer einen Geist sehen. Mehr als alles andere. Stundenlang halte ich an meinem Fenster Wache, fast täglich gehe ich nach der Schule auf dem Friedhof spazieren und ich lese alle Geisterbücher, die ich in der Bücherei in der Parliament Street nur finden kann.

Mir kommt es einfach so vor, als würde es so viel mehr auf der Welt geben, als mit dem bloßen Auge zu erkennen ist. Von klein auf wollte ich, dass Zauberei echt ist. Ich wollte Elfen sehen und Geister und Hexen, die auf ihren Besen durch den Himmel reiten. Das Leben kann doch nicht so langweilig sein, wie die Erwachsenen immer behaupten. Es muss einfach mehr dran sein. Ich habe immer Bücher geliebt, in denen Menschen durch eine Tür in andere Welten gelangten, in denen Pferde Flügel hatten und Kinder in wunderbare Abenteuer verwickelt wurden.

Jetzt, wo ich älter bin, ist mir natürlich klar, dass die meisten dieser Dinge nicht passieren werden. Aber vielleicht kann ich trotzdem einen Geist sehen. Das ist nicht unmöglich.

Wenn ich auf den Friedhof gehe, schließe ich die Augen und sauge die Atmosphäre in mich auf. Dann fängt es über-

all in mir an zu kribbeln und ich meine Flüster in den Bäumen zu hören und ich spüre die Präsenz von ETWAS – aber wenn ich die Augen aufschlage, ist da nichts. Nur die Grabsteine, die Bäume und die Straße, die sich um den Hügel herumschlingelt.

Das ist enttäuschend. Ich habe gelesen, dass manche Menschen über die Gabe des Zweiten Gesichts verfügen und mit einem Fuß in dieser Welt und dem anderen in der nächsten stehen, sodass sie sowohl sehen können, was bei den Lebenden als auch bei den Toten vorgeht. Manchmal wissen sie, wann Menschen sterben werden. Ich wünschte, ich hätte das zweite Gesicht. Ich möchte über diese Welt hinausschauen können. Diese Welt ist gar nicht so wunderbar.

Rose

Ich will nie wieder einen Geist sehen. Ich hab es satt. Frauen in Weiß, die mir auf der Straße nachlaufen, traurige Männer in Anzügen, die hinten im Bus sitzen, Kinder in Nachthemden, die aus Krankenhausfenstern schweben ... ich wünschte, sie würden alle verschwinden.

Als mein Vater mir erzählte, dass wir in Oma McPhersons Haus hinterm Friedhof ziehen würden, war ich entsetzt. Aber was konnte ich sagen? Dass am Friedhof zu wohnen keine gute Idee wäre für jemanden, der Geister sieht? Wohl kaum. Ich hab einfach den Mund gehalten, wie üblich, und ehe ich mich versah, waren wir hier.

In der ersten Nacht im neuen Haus hatte ich einen bösen Traum. Ich träumte, dass sich alle Geister vom Friedhof aus ihren Gräbern erhoben und auf das Haus zuschwebten. Über die Steinmauer hinten im Garten, den Gartenweg hoch ... und dann drangen sie durch die Ziegelsteine, die Fenster und Türen in mein Zimmer ein und standen um mein Bett herum. Wispernd.

Alle möglichen Leute in ihren Totenkleidern, in allen Altersstufen: Babys, Kinder, Teenager, Mütter, Väter, alte Männer und Frauen – alle traurig, alle einsam, alle tot. Sie zupften an meinen Decken und an meinen Haaren, und das Gemurmel ihrer Stimmen schwoll an und ab wie Meeresrauschen. »Hilf mir! Hilf mir!« Immer mehr kamen, bis mein Zimmer voll war, trotzdem waren noch immer Horden von ihnen draußen vor dem Fenster. Ich versuchte mich tief in die Matratze zu drücken, um von ihnen wegzukommen. Mein Magen drehte sich und drehte sich – und dann wachte ich auf. Ich war in Schweiß gebadet und mir war schlecht.

Das Haus war still. Ich machte das Licht an. Es waren keine Geister da. Aber ich wollte nicht wieder einschlafen, weil ich wusste, dass sie auf mich warten würden, gleich hinter der Grenze zwischen Wachen und Schlafen.

Mit zitternden Händen nahm ich mein Buch und fing an zu lesen. Ein Buch mit dem Titel *Jalna*, das ich auf dem Bücherregal meiner Großmutter gefunden hatte.

Ich las stundenlang. Jedes Mal, wenn mir die Augen zufielen, setzte ich mich wieder gerade hin und zwang mich wach zu bleiben und weiterzulesen. Als schließlich das Licht durch

die Vorhänge drang, war ich fertig mit dem Buch und konnte zulassen, dass ich wegdämmerte. Traumlos schlief ich, bis Kendrick mich zum Frühstück weckte.

In der folgenden Nacht kehrte der Traum wieder. Und in der Nacht darauf. Ich fürchtete mich vorm Schlafen. Ich las bis spät in die Nacht, versuchte wach zu bleiben. Es stellte sich heraus, dass *Jalna* Teil einer Serie von Büchern war, in denen es um eine große Familie ging. Meine Großmutter hatte alle Bände, also fing ich an, mich durch sie hindurchzulesen.

Jede Nacht verlief nach demselben Muster. Egal, wie sehr ich mich bemühte wach zu bleiben, irgendwann schlief ich immer ein. Dann kam der Traum mit den Horden klagender Geister und ich wachte schweißgebadet auf. Dann las ich bis zum Morgengrauen und schlief dann ein.

Anfang Juli zogen wir in das Haus hinter dem Friedhof. Anfang August wurde ich sehr, sehr krank.

Kopfschmerzen

Polly

Ich wachte mit Kopfschmerzen auf. Vielleicht bin ich deshalb beim Frühstück wütend geworden.

Alles fing mit Eiern an. Oder – genauer gesagt – damit, dass keine Eier da waren. Unter der Woche gibt es bei uns immer Haferbrei zum Frühstück, aber Samstag bekommen wir Eier. Doch diesen Samstag gab es für uns wieder diesen blöden alten Haferbrei, weil Mama die Eier ausgegangen waren, als sie am Donnerstag Russische Eier für irgendwelche Damen von der Kirche gemacht hatte, die bei uns eine Veranstaltung über »Die Armen in unserer Mitte« abgehalten hatten.

Ich meckerte wegen des Haferbreis und Papa holte tief Luft und sagte: »Hör mal zu, Polly«, und ich wusste, dass er mal wieder einen Vortrag über all die hungernden Kinder halten würde, die sonst was geben würden, wenn sie jeden Tag klumpigen alten Haferbrei essen könnten, deshalb kam ich ihm zuvor.

»Mir sind all diese hungrigen Kinder egal, fang also gar nicht erst von denen an. Mir liegt nur was an Eiern. Samstag ist Eiertag und ich will Eier haben.«

Ich nahm meinen Teller Haferbrei und knallte ihn auf den

Tisch, heftig. Die Gräuel waren sofort hellwach und stießen sich gegenseitig an, glotzten zu mir rüber und grinsten. Muh und Puh verdrehten die Augen und Lucy sah mich missbilligend von oben herab an.

»Polly, das reicht«, sagte Mama automatisch. »Für Wutanfälle beim Frühstück bist du zu alt.«

Sie hatte recht, das wusste ich, aber das machte es nur noch schlimmer. Ich nahm den Teller, diesmal hielt ich ihn höher, und ließ ihn wieder fallen, so richtig mit Wucht. Er ging kaputt und der klebrige Haferbrei spritzte in alle Richtungen.

Schweigen. Alle hielten die Luft an. Es war wie der Augenblick, in dem eine Welle zurückrollt und die nächste dröhnend heranrauscht.

Wie auf ein Stichwort bäumte Papa sich auf.

»DU!«, donnerte er und zeigte mit dem Finger auf mich wie der zornige Gott, der mich mit Blitzen töten wollte. »DU! Verlässt sofort diesen Tisch!«

Wenn Papa so drauf ist, kann man nur eines machen: sehen, dass man wegkommt – und zwar schnell, sonst fängt er an mit Sachen zu werfen und wie verrückt zu brüllen. Er hat ein fürchterliches Temperament. Mama sagt, das habe ich von ihm geerbt, aber er ist größer und viel Furcht einflößender als ich, kann ich nur sagen. Irgendwie finde ich, dass es heuchlerisch für einen Gottesmann ist, so gemeine Launen zu haben, aber wer jetzt glaubt, ich würde ihm das sagen, ist total verrückt. Ihr kennt meinen Vater nicht!

Ich verzog mich also ganz schnell und ging sofort rauf in mein Versteck auf dem Boden. Und da blieb ich. Eine Weile

später knabberte ich ein paar Cracker und wünschte, ich hätte meinen Haferbrei gegessen, denn ich war hungrig. Im Haus war es wirklich kalt.

Ich weinte ein bisschen. Es ging mir ziemlich schlecht. Ich wusste, dass ich mich beim Frühstück kindisch benommen hatte, ich wusste, dass ich einfach gemein gewesen war zu meiner Mutter ... wegen der Eier. Sie hat nämlich wirklich viel zu tun und denkt nicht immer an alles. Aber deswegen fühlte ich mich nur noch schlechter. Und mein Kopf tat mir immer noch weh.

Ich kauerte mich zusammen und fühlte mich elend – wie ein nasser Vogel, an dem die Federn klebten. Unten hörte ich die Familie so weitermachen wie sonst, als ob nichts passiert wäre und ich gar nicht existieren würde. Ganz normal. Schließlich rollte ich mich zusammen und schlief ein.

Rose

Mein Kopf hämmerte. Ich hatte so ein komisches Gefühl, als würde ich schweben, als würde ich über allem schweben und nach unten schauen. Alles verblasste und wurde weiß, und ich konnte nicht mehr erkennen, wer die Geister waren und wer lebendig war.

Die alte Frau kam wieder rein und setzte sich strickend in die Ecke. Seit ich klein war, hatte ich sie nicht mehr gesehen.

Der Arzt hatte buschige Augenbrauen und einen riesigen Schnurrbart, irgendwann fing er an auszusehen wie ein Wolf.

Er beugte sich immer wieder über mich und starrte mich mit seinen wilden Wolfsaugen an. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich über die Geister geredet habe, denn ich hörte ihn sagen: »Sie halluziniert.«

Mutters Gesicht tauchte vor mir auf. Sie weinte. »Mein Baby«, schluchzte sie. »Mein Baby.«

»Es wird schon wieder besser werden«, sagte mein Vater. Er wirkte verängstigt. Hinter ihm strömten die Geister vom Friedhof in den Raum, sie zupften an meinem Bettzeug und an meinem Nachthemd.

»Lasst mich in Ruhe!«, schrie ich.

»Wir bringen sie ins Krankenhaus und schauen, was wir für sie tun können«, sagte der Wolfsarzt.

»So ein schönes Baby«, sagte die strickende Frau auf ihrem Schaukelstuhl.

»Mein armes Baby«, sagte meine Mutter und legte mir ihre kühle Hand auf die heiße Stirn.

Kalt

Polly

Als ich aufwachte, war es noch kälter und richtig dunkel. Ich konnte hören, wie die Gräuel nach mir riefen. Sie standen in meinem Wandschrank, unten an der Leiter.

»Polly will Keks, Polly will Keks«, flötete Mark.

»Wir wissen, dass du da oben bist, Polly-Vogel«, flötete Matt.

»Wir kommen!«

»Matt! Mark!«, rief meine Mutter von unten.

Sie fingen an zu flüstern.

»Kommt sofort runter, ich habe was für euch zu tun!«, rief meine Mutter.

Noch mehr Geflüster.

»Mach dir bloß keine Sorgen, Polly-Vogel«, sagte Matt. »Wir kommen wieder!« Dann polterten sie ab nach unten.

Ich musste etwas tun, ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Ich musste weg von ihnen, irgendwohin, wo sie mich nie finden würden.

Ganz oben in der Decke des Schrankfachs war eine kleine Klapptür zum Dachboden. Ich hatte Papa versprechen müssen, niemals dort hochzugehen, weil es nicht sicher war. Aber ich war so wütend auf ihn, dass mir mein Versprechen ganz

egal war. Ich presste mich gegen die Luke und drückte sie auf. Dann schnappte ich mir mein Buch, eine Wolldecke und meine Taschenlampe, zog mich hoch auf den Dachboden und machte die Klappe hinter mir zu.

Kalt war es dort oben und es hätte schwärzer nicht sein können. Es roch verstaubt und vergessen. Das Licht meiner Taschenlampe schien schwach und gelblich. Vor Wochen hatte ich Mama schon um neue Batterien gebeten, aber so was vergaß sie immer. Ich kroch in eine Ecke an der Wand und wickelte mich in die Wolldecke.

Papa hatte gesagt, der Fußboden sei nicht trittfest und würde einbrechen, wenn ich drauf rumlaufen würde. Er hatte gesagt, es würde hier Mäuse geben. Aber ich konnte keine Mäusseköttel entdecken und hörte auch nichts huschen. Eigentlich hörte ich überhaupt nicht viel, keine Stimmen, keine Schritte, keine Leute. Alle Geräusche des Hauses und der Stadt waren zu einem Murmeln gedämpft, in weiter Ferne ... wie das Meer. Es war sehr, sehr still.

So still wie im Grab, dachte ich, und dann setzte ich mich ein bisschen aufrechter hin. Vielleicht spukte es auf dem Boden! Ich schloss die Augen, um eine geisterhafte Präsenz zu erspüren.

Aber da war nichts, nur Stille.

Rose

Als ich im Krankenhaus aufwachte, war mir kalt. Ich dachte, ich hätte meine Decken runtergestrampelt. Ich zitterte. Es war niemand da. Keine alte Frau, keine Mutter, kein Vater, kein Arzt. Keine Geister. Ich zog die Decken hoch, kauerte mich darunter zusammen und versuchte warm zu werden. Vor dem Fenster konnte ich Bäume sehen.

Lange trieb ich zwischen Schlafen und Wachen dahin und beobachtete die Blätter, die in der Sonne glänzten, und war so froh, am Leben zu sein, froh nicht von Geistern verfolgt zu werden, selbst wenn es nicht lange so bleiben würde.

Es kam mir seltsam vor, dass ich mich in einem Krankenzimmer so geisterfrei fühlen konnte. Schließlich lag die Vermutung nahe, dass es in Krankenhäusern von Geistern wimmelte. Doch als ich endlich nach Haus entlassen wurde, gab es auch dort keine Geister. Gar keine. Und keine Träume. Ich hatte noch immer so ein schwebendes Gefühl, als wäre ich nicht ganz da, und mein Kopf war so leicht. Doch es ging mir gut genug, um Mitte September in einer neuen Klasse das Schuljahr zu beginnen. Und in der Schule gab es auch keine Geister. Ich wagte kaum zu hoffen, dass sie für immer verschwunden waren. Vielleicht hatten die Medikamente, die ich im Krankenhaus bekommen hatte, sie nur für eine Weile vertrieben. Was auch immer der Grund dafür sein mochte: sie waren nicht mehr da.

Der Dachboden

Polly

Gemütlich unter den Decken in mein kleines Nest gekauert wurde mir langsam wärmer. Es hatte etwas sehr Friedvolles, endlich einen Ort gefunden zu haben, an dem mich niemand belästigen konnte. Hier war ich weit weg von Schwestern, Brüdern und dem Baby, das mir mein Zimmer weggenommen hatte.

Ich fand die richtige Stelle in meinem Buch *Der grausige Geist am Gartentor* (das Neueste von Philomena Faraday) und begann zu lesen, dabei richtete ich den Lichtstrahl meiner Taschenlampe auf die Seite.

Schreckensstarr stand Amanda auf dem Weg vor dem Gartentor. Die weiße Gestalt schwebte immer näher heran. Sie streckte die knochige Hand aus – und Amanda konnte nichts dagegen tun. Sie konnte weder schreien noch sich von der Stelle rühren, sie konnte nur von Entsetzen gelähmt dastehen, als die Hand nach ihrer Kehle griff...

Plötzlich bewegte ein Lufthauch die Seiten meines Buches. Ich umklammerte die Taschenlampe fest und leuchtete auf dem

Dachboden herum. Die Luke war noch immer fest geschlossen. Woher war der Luftzug gekommen? Und was war das nur für ein Duft, den er herantrug? Süß, fast wie Bonbon, doch auch traurig. Rosen?

Es war sehr still auf dem Boden. Ich richtete den Blick wieder auf die Seite.

Der Wind heulte durch den dämmerigen Garten. Amanda spürte die eisige Berührung knochiger Finger am Hals und dann schwoll der Wind zu wildem Tosen an und die Gestalt löste sich in einen wirbelnden weißen Nebel auf, der sich wie ein Leichentuch um sie legte – und endlich fand Amanda ihre Stimme wieder und schrie: ein Schrei, der etwas von einem in Höchstgeschwindigkeit dahinrasenden Eisenbahnzug hatte, ein Schrei, der von den Zehen her aufstieg und aus ihrem Scheitel herausschoss wie Dampf aus einem kochenden Kessel, ein Schrei ...

Ein Fußbodenbrett knarrte, ganz nah. Ich wurde aus der Geschichte herausgerissen und befand mich wieder auf dem Dachboden. Ich hielt den Atem an und lauschte. Nichts. Ich leuchtete in einem großen Bogen mit der Taschenlampe herum. Der Dachboden war immer noch leer.

Keuchend atmete ich ein. Mit dieser Geistergeschichte ängstigte ich mich zu Tode. Ich setzte mich wieder an meinen Platz und las weiter.

Die Finger ließen von Amandas Kehle ab und sie stolperte aufs Haus zu, blieb jedoch mit dem Fuß an einem losen Pflaster-

stein hängen und schlug lang hin. Sofort umfing sie ein klammer Nebel, der sie hinunterzog. Sie spürte, wie schnell sie versank. Eine eisige Grabesstimme flüsterte: »Hab acht. Hüte dich vor dem Geistertor!«

Das war genau der Augenblick, in dem es geschah. Irgendwer – oder irgendwas – fing an, eine Melodie zu summen, direkt in mein Ohr!

Ich ließ das Buch fallen und hätte beinahe auch die Taschenlampe losgelassen. Das Licht tanzte wie wild. Ich versuchte meine zitternden Hände ruhig zu halten und leuchtete auf dem Boden herum. Dort war immer noch alles leer. Das Summen wurde lauter.

Ich konnte nicht glauben, dass es tatsächlich geschah. Ich fühlte mich so, wie Amanda sich am Gartentor gefühlt haben musste – unfähig, mich zu bewegen oder auch nur einen Mucks von mir zu geben.

Dann verwandelte sich das Summen zu Worten, die klar mit einer süßen, hohen Stimme gesungen wurden:

*Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
die den Herbst und Frühling bringt
ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
das jetzt noch klingt?*

Die Melodie war wehmütig wie eine alte Volksweise. Ein Mädchen sang leise vor sich hin, direkt neben mir. Aber da war niemand. Das musste ein Geist sein.

Rose

Endlich habe ich in diesem Haus einen Platz gefunden, der ganz mir gehört. Ich habe ihn in der Woche nach meinem Krankenhausaufenthalt entdeckt.

Eines Tages war ich in das Zimmer meiner Großmutter gegangen, weil ich das Nähkästchen suchte, denn ich wollte mir einen Knopf an meine blaue Strickjacke nähen. Seit ihrem Tod im Frühling hatte sich hier nichts verändert.

Die Flasche mit ihrem Parfum *Yardley's English Rose* stand noch auf ihrer Frisierkommode. Ich schraubte den Deckel ab und tupfte mir etwas davon auf die Handgelenke, dann atmete ich ein. Als der süße, wehmütige Duft der Rosen mich überschwemmte, fragte ich mich einen Augenblick lang, ob meine Großmutter jetzt erscheinen würde. Sie tat es nicht. Ich glaubte, ich hätte ein Seufzen gehört, doch das war alles.

Den Nähkasten konnte ich nirgendwo entdecken, ich öffnete die Tür des Wandschranks, machte das Licht an, schob ein paar Kleider zur Seite, suchte und hielt dann inne. Eine an der hinteren Wand befestigte Leiter führte hoch zu einer Bodenluke in der Decke.

Ein Dachboden. Ich hatte nicht mal gewusst, dass es in diesem Haus einen Dachboden gab, aber als ich die Luke hochdrückte und auf den Boden kletterte, kam mir alles seltsam vertraut vor. Die verblassten rot-grünen Pappkartons, die mit »Weihnachten« beschriftet waren, die alten Truhen an der Wand, die ausgemusterten Lampen und kaputten Stühle.

Vielleicht war ich hier hochgeklettert, als ich noch klein war? Erinnern konnte ich mich daran nicht.

Was zählte war, dass es sich sicher anfühlte. Es fühlte sich an wie zu Hause. Und von nun an kletterte ich immer hier hoch, wenn sich die Gelegenheit ergab.

In der Ecke standen ein Sessel und Kisten voller staubiger alter Bücher. In einer Kiste schien jedes Buch zu sein, das L.M. Montgomery je geschrieben hatte. Eine andere war voll von Geistergeschichten und Büchern über Geister.

Diese Bücher interessierten mich besonders. Im Laufe der Jahre habe ich still für mich alles über Geister gelesen, was ich in die Finger bekommen konnte, weil ich auf der Suche nach etwas war, das mir helfen würde, sie abzuwehren. Aber so alte Bücher wie diese hatte ich noch nie gesehen. Einige davon waren im neunzehnten Jahrhundert gedruckt worden und hatten schwarze Ledereinbände und vergilbte Seiten.

Ich nahm ein paar Kissen und eine Wolldecke mit nach oben und baute mir ein warmes kleines Nest im Sessel. Dann blieb ich stundenlang auf dem Boden und las bei Kerzenschein von Geistern. Ich fand es seltsam tröstlich, in dieser stillen, vergessenen Ecke des Hauses zu sitzen und von anderen Menschen als mir zu lesen, die Geister sahen. Das gab mir fast das Gefühl, vielleicht doch nicht völlig verrückt zu sein.

Manchmal sang ich vor mich hin. Mich konnte ja niemand hören. Zumindest dachte ich das.



Charis Cotter

Das unsichtbare Mädchen

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-570-31234-6

cbj Kinderbücher

Erscheinungstermin: September 2018

Überraschend und zutiefst berührend

Die Freundschaft von Polly und Rose beginnt mit einem Dachboden und einem Geheimgang. Während Polly auf der Flucht vor ihrer lauten Großfamilie ist, wird Einzelkind Rose von einer rätselhaften Begabung verfolgt. Stück für Stück kommen die beiden Mädchen einem dunklen Familiengeheimnis auf die Spur ...

 [Der Titel im Katalog](#)